Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1930

191 (19.8.1930) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Visual Library

Unterhaltung ★ Wissen ★ Kunst

Ein Sprung zu den Schwarzen

Von Kurt Schöpflin.

II.

Im Verhältnis zu der Anzahl der Passagiere fuhren wenig Ausländer mit. Die meisten waren Franzosen. Wer da nicht wenigstens einen Bruchteil französisch kann, der ist, gelinde gesagt, erschossen. Der Dampfer war gut ausgestattet, räumlich und im Mobilar. Das Essen gemessen an deutschen Gepflogenheiten reichlich und gut. Auffällig für den Nichtkenner mag die unbeschränkte Freiheit im Weintrinken sein, das schmackhafte Weißbrot, die Vorspeise aus Oliven, das Obst und der schwarze Kaffee hinterher. Schon um halb 11 Uhr geht die Mittagsesserei los. Um 3 Uhr gibt es Kaffee und um halb 6 Uhr bereits Abendbrot. Bequem sind Liegestühle auf Deck, wodurch man ungestört das Meer genießen und verdauen kann. Und wie es nun einmal so ist, die Landsleute finden sich auf dem Schiff schnell zusammen. Ueber alles Mögliche wird geplaudert. Es wird geflirt, getuschelt, gespielt, getanzt, promeniert, gefaulenzt, gegessen; jeder nach Wunsch und Willen. Jede Stunde brachte uns der Straße von Gibraltar näher. Mitunter kann man sich über die possierlichen Sprünge der Delphine freuen. Torpedos gleich schießen die plumpen und doch beweglichen Gesellen von einer Welle in die andere. Unbarmherzig sendet die Sonne ihre mehr als nur wärmenden Strahlen auf Deck. Im herrlichen Morgensonnenlicht wird Gibraltar, der vorgelagerte und von den Engländern stark befestigte Felsen, sichtbar. Bald rasseln die Ankerketten. Wir liegen im Hafen von Tanger. Ganz klar und grün hier das Wasser. Am Abhang der niedrigen, ansteigenden Küste zeichnen sich als weiße Flecke die Häuser von Tanger ab. Schlepper bringen Lastkähne herbei. Mit diesen erscheinen auch flinke Schwarze, die allerlei verkaufen wollen. Allerliebst die schelmenhaften, bittenden Gesichter dieser kleinen Händler. Samstag mittag hat das Schiff Marseille verlassen und Dienstag ganz früh lief es in den marokkanischen Hafen Casablanca ein. Je mehr wir von Gibraltar weg kamen und im Atlantischen Ozean waren, umso stärker schaukelte und bockte unser Schiff. Bald traten Passagiere schwankend, etwas bleich im Gesicht, an die Reling. Der Inhalt ihres Magens wünschte die Welt wiederzusehen. An diesem Abend war es merklich still und ruhig auf dem Schiff. Im Morgennebel, der von den Lichtsignalen der Leuchttürme jäh zerrissen wird, gleiten wir langsam in den Hafen von Casablanca. Verhältnismäßig rasch werden sämtliche Formalitäten abgewickelt. Das Auto läßt bereits Blicke auf Palmen zu, die, wie bei uns die Bäume, die Straßen schmücken

Maghreb el Aksa

Das heutige Marokko nennen die Araber Maghreb el Aksa. Es wird von den Ländern Nordafrikas als das Merkwürdigste bezeichnet. Politisch steht Marokko unter dem Protektorat Frankreichs. Nur ein Sechzehntel des Landes steht unter normaler Verwaltung. Die Gebirge fallen steil am Meere ab. Dadurch hat das Land fast nur einen einzigen richtigen Hafen, den in Casablanca. Mittelmäßige Hafen sind nur noch Rabat und Tanger. Aus was setzt sich die Bevölkerung zusammen? Aus Berbern, Arabern, Mauren, Negern, Juden, Europäern, Amerikanern und vor allem aus Spaniern und Franzosen. Hier in Marokko haben es die Franzosen verstanden, die Zeit und das Geld für ihre Interessen wirken zu lassen. Marokko, das wichtigste der Länder des Atlasgebirges hat heute Frankreich unumschränkt in Besitz. Maghreb el Aksa nennt eine reizende Abwechslung von Küstenebene, Atlasland, Wüste und Steppe sowie ertragreiches Kulturland sein eigen. Man findet Feigenbäume, Mimosen neben Palmenhainen, Tannen und Fichten, immergrüne Eichen und Zedern. Das Atlasgebirge ist stark hügelig.

Casablanca

Auch ich war einer derjenigen, der nach Marokko gefahren ist, weil dort noch jeder Tourist unverfälscht orientalisches Leben vorfindet. Und da ist es ganz gleich für den Wanderer und Reisenden, ob er sich in Casablanca, Marrakech, Fez, Meknes oder Rabat zwischen Marktweibern und vollbepackten Mauleseln herumtreibt. Casablanca macht gebäudlich einen ausgezeichneten Eindruck. Kollossale Bauten stehen da. Alle in weiß und in maurischem Stil gehalten. Die staatlichen Gebäude wirken sehr monomental. Man findet ganz ausgezeichnet eingerichtete Hotels und achtunggebietende Firmenhäuser, die in ihrer Größe verblüffen. Dabei sind aber wenig Reisende in den Hotels anzutreffen. Wie können diese Bauten erhalten werden? Es ist so: Casablanca rechnet mit der Zukunft. Diese Städte stehen am Anfang ihrer Entwicklung. So bietet sich das Stadtinnere und das europäische Viertel dar. Anders wird es, wenn man in die Stadtteile der Araber und der anderen Eingeborenen geht. Die Gassen sind eng, winkelig und schmutzig. Ueberall hocken die Händler und Händlerinnen. Es ist fast nicht zu glauben, mit was hier alles gehandelt wird. Man frägt sich unwillkürlich, ja, können denn diese Menschen davon existieren? Ja, und warum? Weil sie vollständig anspruchslos sind. Von Zeit zu Zeit schreitet man unter einem Torbogen hindurch, dessen Schatten ungemein malerisch die Umgebung zieren. Alles spielt sich offen und frei auf der Straße ab. Dabei können knapp drei Menschen nebeneinander laufen. Aus den stets geöffneten Türen, vielmehr den Vorhängen vor den Eingängen, dringt ein scharfer ranziger Geruch. Gegen Schmutz, Fliegen und die Sonne, die mitunter ganz nett brennt, scheinen die stolzen und selbstbewußten Bewohner Marokkos vollständig unempfindlich zu sein. Man muß nur acht geben, daß man nicht auf einen völlig gleichgültig und teilnahmslos hockenden und vor sich hin simulierenden Schwarzen tritt. Bewundernswert diese Ruhe! Sie werden erst lebendig, wenn man etwas einkauft. Und dann muß man handeln können. Ohne Führung eines Einheimischen ist das Kaufen irgend eines Gegenstandes nicht zu empfehlen. Z. B. wollte ich eine Brieftasche kaufen. Diese sollte erst 80 Franken kosten. Mein einheimischer Bekannter machte für mich das Geschäft für 20 Frank perfekt. Der Vorgang spielt sich unter Begleitung sehr heftigen Rededuells ab. Man glaubte, daß sich die zwei am Hals packen wollten. O, nein. Mit freundlichsten, devoten Wünschen verabschiedete sich der Händler von uns. In den Bazaren herrscht reges Leben. An der Mauer sitzt oft eine Berberin, natürlich verhüllt. Nur die feurigen, funkelnden Augen sind zu sehen. Die schwarzbraunen Arme glänzen im Abendsonnenlicht wie purpurner Samt. Das kleine Häuflein der vor ihr liegenden Früchte werden unermüdlich umgeschichtet und zu Poramiden aufgebaut.

Ganz wundervoll zu betrachten sind die Eingeborenen. Wie Statuen schreiten sie vorbei. Meistens sind sie in weißen Burnus gehüllt oder tragen die Chilaba, einen Umhang mit Kapuze aus weißem oder braunem Wollstoff. Es sind prächtige, schlanke und kräftige Burschen, diese Schwarzen, mit perlenden Zähnen, blitzenden Augen und dunklen Bärten. Ueberhaupt sieht man in Marokko nach auffallend viele Bärte. Die Häuser besitzen nach maurisch-arabischem Stil, glatte, fensterlose Wände. Durch die Straßen, in denen ohne Pause dauernd Markt ist, wo Schmutz und Unrat in holder Eintracht mit Früchten, Backwerk, Geschirren und lebensnotwendigen Artikeln sich ein ungewohntes Stelldichein geben, trabt gleichmäßig und unverzagt der Maulesel mit dem auf ihn hockenden Schwarzen, zwängt sich in bewunderungswerter Geschicklichkeit doch nach manches Autochen hindurch.

Allerliebst sehen die Kinder aus, die in wirklich genügender Anzahl überall ihr Unwesen treiben. Die kleinen Kerle sind pfiffig und durchtrieben. Eines Abends saß ich gemütlich in einer Brasserie dem Eingangstor der Araberstadt gegenüber. Ein kleiner, zerlumpter schwarzer Bengel sieht mich an und sucht krampfhaft in seinen Zeitungen. Freudestrahlend zieht er ganz unten eine Hamburger Illustrierte hervor. Wir zwei hatten noch kein Wort gewechselt. Aber der wußte, was er mir offerieren mußte. Er wurde dreifach für die lustige Begebenheit belohnt. Nicht übel mundet übrigens der arabische Tee. Derselbe ist ohne jeden Zusatz sehr süßlich und durch Aufbrühen von grünen Pflanzen hergestellt. Ueberhaupt ist alles hier sehr süß zubereitet. Es gibt viel Kuchen. Und darunter wieder sehr viele Sorten. Auch die Getränke sind alle nicht auf Qualität abgestimmt, sondern darauf, daß sie den Durst stillen. Genau so ist es mit dem Bier. Dabei kann es einem passieren, wenn man Zitronenlimonade bestellt, daß eine gelbe Flüssigkeit ins Glas geschüttet wird, die bei Zusatz von Selterwasser auf einmal ganz rot wird. Sehr durststillend sind die Fruizettes, eine dickflüssige Limonade. Viel gegessen wird die Wassermelone, auf französisch „Pastèque". Man ißt aber nur den roten, inneren Kern. Interessant ist der Besuch des Quartier réservé, auf arabisch Bousbir. Dort findet man weibliche Wesen aller Nationalitäten. Dieses Viertel ist ein kleiner Stadtteil für sich. 2000 solcher Damen betreiben dort ihr Gewerbe. Und damit alles immer friedlich abgeht, befindet sich am Eingange zu diesem Viertel eine starke militärische Wache, die mit aufgepflanztem Seitengewehr ihren Dienst versieht.

*

Wenn man zu Bekannten von Marokko spricht, dann begegnet man immer wieder der Vorstellung eines gänzlich unkultivierten Landes. Dem ist aber nicht so. Man denkt an schlechte Unterkünfte, an Kamelkarawanen und anderes. Gewiß, die gibt es auch in genügender Zahl. Die Hotels sind aber tadellos, nach europäischen Begriffen sogar ausgezeichnet. Ein Hotelzimmer, Fenster nach der Hauptstraße, mit Balkon, kaltem und warmem Wasser, das Zimmer selbst ganz wunderbar eingerichtet, kostete mich 22 Frank, das sind ungefähr 2.50 Mark. Billig sind die Lebensmittel und das Obst, teuer dagegen ein Diner oder Souper. Da viele kulinarische Finessen bei einem solchen Essen eine Rolle spielen und ausschließlich nur Wein dazu getrunken wird, kommt man da immer auf 3 bis 4 Mark. Die Mieten sind kolossal hoch. Wenn man Frühstücken will, muß man sich in irgend ein Kaffee bemühen. Schuhputzen gibt es im Hotel nicht. Sobald man irgendwo sitzt und etwas zu sich nimmt, dann wird man von drei oder noch mehr ganz herzigen schwarzen Bengels überfallen, die mit viel Sorgfalt und Liebe dem Schuhwerk ein ganz blendendes, neues Kleid geben. Mitunter hat man Mühe und Not, die kleinen Geister auseinander zu bringen, wenn sie sich um die Arbeit des Schuhputzens streiten.

Die Städte sind im europäischen Teil nicht eng, sondern sehr weitläufig gebaut. Achtungsgebietende Bauten haben die Autofirmen Fiat, Citronen, Chrysler hingestellt. Es sind dies gewaltige Gebäude, die dauernd offen sind und in großartiger Zweckmäßigkeit ihre Erzeugnisse beherbergen. Sieht man sich die Firmenschilder der verschiedensten Waren an, dann stellt man das vollständige Fehlen deutscher Firmen fest. England, Frankreich, Belgien, Italien, Spanien beherrschen hier restlos das Feld.

Nacht in den Dünen

Es ist ein seltsames Ding um die Nächte auf friesischen Inseln. Im Herbst und im Frühjahr, wenn wilde Stürme über sie hinwegrasen und ein aufgewühltes, zischendes, kochendes Meer gewaltige Sturzseen gegen das Ufer schleudert, als wollte es das Ufer in seinen Grundfesten erschüttern, wenn selbst kein Hund mehr sich auf die Straße jagen läßt, sondern mit eingezogenem Schwanz und hängenden Ohren durchs Haus schleicht, dann sitzt wohl auch der Mensch mit heimlichem Bangen hinter den Fenstern und beschwört die Gewalter, jene Elemente in Fesseln zu legen. Doch das donnernde Meer und der heulende Sturm schicken schnell ihr sarkastischen Teufelchen voraus und lassen prüfen, ob auch alles noch fest in den Angeln sei. Und wehe, wenn sie ihr Opfer, die armselige, baufällige Hütte eines Fischers, gefunden haben; dann kennen sie kein Mitleid. Wasser und Wind vollführen dann einen grausamen Höllentanz, als stünden sie am Vorabend des jüngsten Gerichts. Die sarkastischen Teufelchen hüpfen von Haus zu Haus, von Hof zu Hof, alles abtastend. Und der grelle, gespenstische Schein des Leuchtturms weidet sich an ihrem schadenfrohen Tun.

Später jedoch, an herrlichen Sommerabenden, wenn jene Naturgewalten sich endlich beruhigt haben, sitzen die Menschen vor den Haustüren oder im primitiven Gärtchen und plaudern. Frauen und Mädchen beschäftigen sich mit Handarbeiten. Ein bärtiger alter Fischer flucht dreimal heftig gen Himmel ob eines verunglückten Handarisses beim Ausbessern der Netze. Dort treibt jemand eine Rinderherde durch die zerstampfte Straße. Jugend tummelt sich singend und spielend in engen, holprigen Gassen. Ein paar Sonnenstrahlen klettern heimlich und verloren an den niedrigen Fassaden der fast winzig und geduckt anmutenden Häuser entlang. Es sind die letzten! Die Wahrzeichen des friedländischen Abends. Selbst dann, als es ganz dunkel geworden ist und die majestätisch sich drehende Leuchtturmkuppel ihre gleißende Lichtflut wie eine ungeheure Feuergarbe über Insel und See ergießt, ändert sich das Bild nur noch wenig.

Die Wände der Mansardenstube, in der ich hause, scheinen einander gleichzeitig zustreben zu wollen. Das Zimmer beengt mich. Taghell wird es nach regelmäßigen Zeitabständen vom spielenden Scheinwerfer durchflutet — hell — dunkel — hell — dunkel! So geht's bis zum grauenden Morgen. Es ist, als ob jedesmal ein mächtiger Komet seine Flugbahn auf die Insel gewähtl habe und sie mit seinem Lichtschweif berühre.

In solchen Nächten widersteht man kaum den Lockungen einer Wanderung durch die Dünen der weiten Insel. Land und Meer haben zauberhafte Formen angenommen, und tausenderlei Stimmen durchschwingen die Luft. Die Natur scheint ihre manigfaltige Schöpfungskraft zu offenbaren. Wie eine Wüste dehnt sich der blendend weiße Dünensand in eine fast unerreichbar scheinende Ferne. Riesenhaft und zerklüftet heben sich die hohen Dünen gegen den blitzenden Sternenhimmel ab. Wind rüttelt und peitscht verdorrtes, wildes Gestrüpp. Millionen von weißen, bleichen und unscheinbaren Muscheln glänzen im Lichtstrahl des Projektors. Sie zerbersten hellstönig unter jedem Schritte wie feines, zerspringendes Kristall. Aber noch ein andres sonderbares Geräusch läßt den fremden Wanderer verdutzt aufhorchen: Weit hinten von den Dünen her mag es kommen, dann greifbar nahe . . . Es ist das Heer der Frösche, die irgendwo in einem verborgenen Sumpfe ihre eigene Symphonie intonieren. Eine Amphibienwelt schmettert ihr wetteiferndes Quaken und Raunen in die Nacht hinaus. Und das unheimlich schwarze Meer rauscht im Rhythmus dieser Musik. Nur ein mächtiges, keilförmiges Lichtbündel scheint in stoischer Ruhe die Insel zu umkreisen. Langsam tanzen dort einige große Wellen heran, nehmen ihre kleinen Brüderchen, die ihren Weg allein wohl nicht finden können, vor sich her und haben dann bald Eile, aufs Land zu kommen, wo sie in Gischt und Schaum zergehen. Diamantenes Gesprüßen und Funkeln und Brechen des grandiosen Lichtstrahls wird nimmermüde des kecken Fangspiels mit den behenden, glucksenden Wellen. Und das Wasser lächelt . . .

So löst weltvergessene Einsamkeit taumelnde Freude in mir aus, und diese Freude wird zur tiefen Dankbarkeit an das Erhabene dieser Nacht.

Arno Sesselmann

Die Himmelsschuhe

Novelle von **Louise Schulze-Brück**

Copyright by Hesse u. Becker Verlag, Leipzig

27 (Nachdruck verboten.)

„Na, also hätten wir hier das Testament! Und damit zunächst einmal die Feststellung, daß das Testament nicht gestohlen und beiseit geschafft war, wie Ihr, Halfen-Bauer, es vermutet, und" — er hatte seine Stimme erhoben, sie klang scharf und ernst — „dem Gericht angezeigt habt."

„Vater!" der Franz hatte das geschrien.

Aber der Halfen-Bauer hörte kaum darauf. Ungeduldig und rauh schüttelte er die Hand seines Sohnes ab, die noch seinem Arm griff.

„Das Testament", murmelte er.

Der Richter sah ihn an. „Ihr wisset doch, Halfen-Bauer, daß Ihr damit strafbar geworden seid, um so mehr, als Ihr Euch auf keinerlei tatsächliche Beweise stützen konntet."

Der Halfen-Bauer sah den alten Herrn an. Aber in seinem Blick war nur Erwartung, Gier.

„Das Testament!" keuchte er.

Der Richter sprang auf:

„Wenn Ihr für weiter nichts Augen und Ohren habt als für das Testament, dann werdet Ihr wohl eine arge Enttäuschung erleben," rief er, „denn das Testament, das ist ungültig."

Der Halfen-Bauer stieß einen Zornschrei aus.

„Ungültig? Der hat noch auf dem Sterbebett davon geredt."

„Das kann Euch nichts helfen, die Unterschrift fehlt, das ist nichts als ein Entwurf, der gesetzlich keine Gültigkeit hat. Der Verstorbene hat da noch allerhand ändern wollen, da seht die Eintragung vom Pfingstsonntag: „Meine Schwester Anna soll kein bar Geld kriegen, das kann die nicht verwalten". Dann ist ihm der Sturz dazwischengekommen und er hat wahrscheinlich gar nicht mehr gewußt, daß er noch nicht unterschrieben hatte."

„Das war doch sein Willen", keuchte der Halfen-Bauer, „das hat hä doch so verordiniert."

Der Richter lächelte:

„Wenn die Erbberechtigten sich bereit erklären, diesen Willen zu respektieren", sagte er ruhig.

Aus dem Kreis der Umstehenden erhob sich ein breites Lachen.

„Daß wir Narren wären", rief eine grobe Stimme. „Was Recht ist, ist Recht, was Gesetz ist, ist Gesetz. Das war ohnehin schon Sünd und Schand genug, daß der Halfen-Fritz seine nächsten Verwandten hat verkürzen wollen, jetzt kommen wir zu unserem Recht."

„Wo ers doch gewollt hat", schrie der Halfen-Bauer in ohnmächtigem Zorn.

„Zeigt Brief und Siegel darüber, dann kriegt Ihr das."

Der Richter stand auf:

„Damit hätten wir also hier vorläufig nichts mehr zu tun. Das Protokoll erledigen wir drüben im Wirtshaus. Ihr habt in einer Stunde zum Unterschreiben zu erscheinen. Und nun rat ich Euch noch eins, Mann, wenn Ihr vor lauter Habgier und Wut noch fähig seid, einen guten Rat zu hören. Setzt Euch mit der Frau auseinander im Guten, das wird sonst eine böse Geschichte für Euch."

Mit haßverzerrtem Gesicht sah der Halfen-Bauer auf. Mit einem Fluch hob er die Hand:

„Was hat sich das Weibsstück herumzutreiben in der Nacht! Hinter was für'n Zaun hat die gesteckt! Die soll —"

„Nee", rief die Lies mit lauter Stimme. „Nu is das genug. Verschimpfiert mich nicht mehr, Halfen-Bauer. Da wirds Euch noch sauer werden zu kommen in Sack und Asche und für Euren Franz um mein Lisett anzuhalten. Das habt Ihr wohl schon ganz vergessen, daß Ihr das gelobt habt?"

„Ja ja — das hat er — das haben wir gehört — das ist festgemacht."

„Seht Ihr wohl, Halfen-Bauer! Aber Ihr sollt auch wissen, wo mein Lisett gewesen is. Das will ich hier bekennen, vor der halben Gemeind! Ich weiß, daß ich das nicht nötig hab, aber grade darum will ich das sagen. Das könnt Ihr alle hören."

„Mutter!" bat die Lisett blaß und zitternd.

„Nee, das sollen sie all wissen. Darum schäm ich mich nicht und du brauchst dich auch nicht zu schämen. In des Halfen-Fritz Bauen ist sie gegangen zwischen den Tagen und hat ihm die Schuh an die Füß getan, die ich ihm verweigert hab."

Ein Dutzend erschreckte Gesichter starrten die Lies an. Ein paar Weiber kreischten auf. Der Richter stand betroffen, der Doktor nickte langsam mit dem Kopf.

„Ja, die ich ihm verweigert hab! Warum? Weil ich gewußt hab, daß er die sieben Tage auf bloßen Füßen geht, weil ich gewollt hab, daß er auch spüren soll, wie das tut, wenn man einen Weg gehen muß voller Steine und Dornen. Das hab ich gewollt, weil er in seiner Sterbestund noch seine Bosheit hat auslassen wollen gegen sein Kind und gegen mich. Und das hab ich dem Lisett erzählt. Und die Lisett hat sich in der Nacht hingeschlichen und hat ihrem Vater die Schuh angetan."

Es war ganz still in der Stube; scheu sahen die Weiber auf die Lisett und die Lies, die mit erhobenem Kopfe dastand.

„Daß ich das getan hab, das verantwort ich, das mach ich mir selber ab, das geht mich und den Fritz allein an. Was ich recht da drin hab, das behalt ich mir, und was ich unrecht hab, dafür nehm ich die Straf auf mich, wenn schon die Lisett gelobt hat, daß ich mich nicht drum zu grämen brauch! Unser Herrgott, der soll über mich Gericht halten und mir mein' Buß' auflegen. Andern andern geht das was an. Und nun hab gesagt, was gewesen is, nun komm heim, Lisett. Und Ihr, Halfen-Bauer, richt Euch Sack und Asch her und schaut zu, daß Ihr Euch auch könnt verantworten vor mir und der Lisett.

Sie faßte die Lisett an der Hand und ging nach der Tür. Der Franz wollte ihr folgen. Aber sie wies ihn ruhig zurück.

„Du gehörst zu deinem Vater, der wird dich nötig han."

(Schluß folgt.)